

Im Lande der Freiheit

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Friede : Monatsschrift für Friedens- und Schiedsgerichtsbewegung**

Band (Jahr): - **(1909)**

Heft 17-18

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-802830>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Friede.

Offizielles Vereins-Organ des Schweizerischen Friedensvereins.

Sprechsaal der Friedensfreunde des In- und Auslandes

enthaltend das

Bulletin des Internationalen Friedensbureau in Bern.

Abonnementspreis per Jahr: In der Schweiz Fr. 2. — (für Mitglieder und Nichtmitglieder); im Weltpostverein portofrei Fr. 3. 60. Einzelne Exemplare à 10 Cts. Inserate per einspaltige Petitzelle 15 Cts., für Jahresaufträge nach Uebereinkunft. — Das Blatt erscheint am 20. jeden Monats in einer Doppelnummer von 6–8 Seiten. Redaktion: Für das Zentralkomitee des Schweizerischen Friedensvereins, R. Geering-Christ, „Im Wiesengrund“, Bottingermühle bei Basel. Einsendungen sind an letztere Adresse zu richten.

Annoncen nehmen die Haller'sche Buchdruckerei in Bern, sowie sämtliche Annoncenbureaux entgegen.

Inhalt: Motto. — † Marc Bloch. — Im Lande der Freiheit. — Es müssen doch schöne Erinnerungen sein (Feuilleton). — Das Neueste vom Kongo. — Die Kosten des bewaffneten Friedens. — Abrüstung. — Generalversammlung der Gesellschaft des Internationalen Friedensbureau. — Der Verband appenzellischer Friedensfreunde. — Vom Friedensmuseum in Luzern. — Friedensfreunde.

Motto.

Der Krieg ist der geadelte Parvenu aus der bürgerlichen Familie der Prügel.

Erwin.

† Marc Bloch.

Der Senior der schweizerischen Pazifisten, Herr Marc Bloch in Chaux-de-Fonds, ist, wie wir leider est nachträglich erfahren, am 20. Juli im Alter von 88 Jahren gestorben.

Er war ein begeisterter und sehr tätiger Friedensfreund. Durch seine persönliche Initiative hat er der Sektion Chaux-de-Fonds Hunderte von Mitgliedern zugeführt. Fänden wir in Europa auf je 40,000 Menschen einen solchen Mann, so wäre der Weltfriede gesichert!

Wir bewahren dem greisen Gesinnungsgenossen ein treues Andenken. Er ruhe im Frieden!

Im Lande der Freiheit.

Bei Anlass der 40jährigen Erinnerungsfeier an den Basler Kongress der Internationalen am 5. September 1909 fiel es dem Führer der österreichischen Arbeiterschaft, Dr. Viktor Adler, auf, dass eine sozialdemokratische Festversammlung in der Schweiz in einer staatlichen Kaserne tagen dürfe. Eine solche Merkwürdigkeit ist ihm noch nicht begegnet. Aber bei uns in der Schweiz kommen noch ganz andere Dinge vor, die Zeichen einer gesunden freien Entwicklung sind. Da lesen wir unterm 4. September in den „Blätter für Militär-Beamten“ folgenden Artikel, der fast ebensogut für das Organ des Friedensvereins geschrieben worden sein könnte:

Ein Verteidiger des Krieges.

Die in unserer Zeit etwas forcierte Friedensbewegung hat in gewissen Kreisen und nicht nur in denen der berufsmässigen Kriegshandwerker als Gegensatz eine erhöhte Wertschätzung des Krieges erzeugt. Das bedingungslose Schwärmen vom ewigen Weltfrieden hat die Kritik herausgefordert, und besonders in Deutschland, dem Lande des militärischen Drills, erheben sich bald stärker, bald schwächer Stimmen,

die den Krieg doch nicht als ein unbedingtes Werk des Teufels angesehen wissen wollen. So hat der Münchener Rechtslehrer Karl Freiherr von Stengel in einem handlichen Quartbande seine Ideen über „Weltstaat und Friedensproblem“ (Berlin bei Reichl u. Co.) niedergelegt, ohne eigentlich auf den 145 Seiten einen neuen Gedanken zum Ausdruck zu bringen. Neu sind allein seine philosophischen und historischen Irrtümer, die um so gefährlicher auf einen oberflächlichen Leser wirken, als sie in einer kursorischen Form gewissermassen wie etwas Selbstverständliches produziert werden.

Karl v. Stengel hat wenige Monate nach der Friedensbotschaft des Zaren eine Broschüre über den ewigen Frieden geschrieben, worin er den utopistischen Charakter dieser Hoffnung betonte. Er war dann im Jahre 1899 unter den deutschen Vertretern bei der Friedenskonferenz und fühlt sich jetzt nach seiner Mitteilung im Vorwort veranlasst, weil „eine Anzahl“ deutscher Universitätslehrer zu der Friedensbewegung, wie er sich so schön ausdrückt, eine mehr oder minder zustimmende Haltung eingenommen hat, seine Ideen erweitert noch einmal vor die Oeffentlichkeit zu bringen.

Stengel sucht in dem bedenklichsten Kapitel des Buches, dem sechsten, in recht oberflächlicher Weise nachzuweisen, dass der Krieg von unschätzbare Bedeutung für die Entwicklung des Menschengeschlechts sei; denn nach einem Kriege blühten Handel und Industrie auf, und selbst geschlagene Völker erholten sich überraschend schnell von den Niederlagen. Im Kampfe selbst kämen gerade die edelsten Tugenden der Menschen, Mut und Entsagung, Pflichttreue und Opferwilligkeit, zur Entfaltung. Stengel identifiziert sich da mit den Worten Moltkes aus dem Briefwechsel mit Bluntschli. Er vergisst dabei aber, dass es eine grosse Anzahl speziell moderner Denker gibt, die den Mut und die Entsagung gar nicht unter die Tugenden der Menschen rechnen, die sie vielmehr für pathologische Erscheinungen halten. Und dass selbst nach schweren Niederlagen die Völker sich schnell erholen, ist doch gerade ein Beweis dafür, dass der Krieg die natürliche Entwicklung gehemmt hat. Der Sieger freilich wird stets die Vorteile haben, die jeder Sieg mit sich bringt, Landerwerb, hohe Kriegskosten, günstige Handelsverträge, Entvölkerung des Arbeitsmarktes und infolgedessen hohe Löhne. Aber Stengel verkennt vollkommen, dass die beiden Begriffe Sieg und Niederlage die Vernichtung des einen Staatswesens zugunsten

des anderen in sich schliessen, und es wird ihm nicht gelingen, sich mit dem Naturgesetz, des einen Not sei des anderen Brot, zu entschuldigen. Gerade die Differenzen des Naturgesetzes auszugleichen, das nennt man Kultur.

Mag sein, dass der Krieg in früheren Jahrhunderten auch einmal Kulturarbeit getan habe, wie die Verbreitung des Griechischen als Weltsprache im Orient, die des Lateinischen im Okzident beweisen sollen. Andere Bataillone, als die mit Muskete und Bajonett gerüsteten, haben in unserer Zeit diese Mission übernommen. Mag in früheren Zeiten der Krieg ein Entwicklungsfaktor gewesen sein, mag er wirklich mit Recht der Vater aller Dinge genannt worden sein, für unsere moderne Kultur kann es nur von Vorteil sein, den Krieg so viel als möglich zu verbannen. Der Krieg ist nach Clausewitz die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln. Die moderne Kultur aber muss dahin streben, diese anderen Mittel so wenig als möglich anzuwenden.

Um zu beweisen, in welcher oberflächlicher propagandistischer Art Karl v. Stengel arbeitet, möchte ich auf das von ihm zitierte Wort des Heraklit hinweisen, der Krieg ist der Vater aller Dinge. In der Tat steht bei Heraklit *polemos* (Krieg). Aber *polemos* hat im Sprachgebrauch des Heraklit nicht die Bedeutung des politischen Krieges, sondern seine eigentliche, seine Grundbedeutung, die mit dem lateinischen *pello* zusammenhängt, das Treiben, die Verwirrung, das Getümmel, die sich aneinander reibenden Gegensätze, die sich natürlich ebenso, wie sie sich abstossen, auch anziehen können. Mit dem Kriege als solchem hat die Auffassung des Heraklit nicht das geringste zu tun, und eine derartig unwissenschaftliche Behandlung einer am letzten Ende wissenschaftlichen Frage spricht ein vernichtendes Urteil über das ganze Buch.

F. R.

—o—

Das Neueste vom Kongo.

Es sind dieselben Menschen, an die man sich zu wenden hat, wenn es gilt, offene Herzen und tatkräftiges Eintreten zu finden, handle es sich um irgendwelche Fragen der Menschlichkeit und Gerechtigkeit. Darum ist den Friedensfreunden die Lage der Eingeborenen im Kongogebiet keine fremde Angelegenheit,

hat sie doch schon mehrfach die Aufmerksamkeit unserer Kongresse auf sich gezogen. Soeben erscheint folgender Bericht aus der Feder eines der eifrigsten Kämpfer für das Recht der Armen Schwarzen, die von entmenschten geldgierigen Europäern auf entsetzliche Weise misshandelt werden:

Das Neueste vom Kongo ist leider nicht erfreulich. Was allein dem in dieser Kolonie seit 25 Jahren herrschenden Elend ein Ende machen würde: Abschaffung der Arbeitssklaverei unter dem Vorwand der Abgabe und Aufhebung des Staatsmonopols auf alle Landeserzeugnisse, gerade das wird von den Regenten des Kongo (die ja die alten geblieben sind trotz der Uebergabe an Belgien) konsequent verweigert. König Leopold hat in einer seiner berühmten Reden in Antwerpen und sein Werkzeug, Kolonialminister Renkin, in einer echoartig gleichlautenden Rede in Boma darüber niemand in Zweifel gelassen, und selbst die für leichtgläubige Leser berechnete Nachricht, als ob wenigstens in den zwei am blutigsten zerfleischten Gebieten, Abir und Mongolla, die Kautschukjagd ein Ende nehmen soll, hat sich als eitel Dunst erwiesen.

Am Kongo ist also alles am alten: der Ruin setzt sich mit gleicher Energie fort. Und so sicher ist man dort seiner Sache, dass man nun auch daran geht, sich der Ankläger und Kritiker, nämlich der Missionare, zu entledigen, welchen man zwar alles und jedes verdankt, was je am Kongo zur Hebung der Schwarzen geschah, die aber unerbittlich und unbestechlich die Scheusslichkeiten des Systems der Welt darlegten. Schon vor zwei Jahren hat man es mit einem Verleumdungsprozess gegen den englischen Missionar Stannard versucht. Neuerdings hat man die gleiche Waffe gegen zwei ehrwürdige amerikanische Missionare, Morrison und Sheppard, gebraucht, u. a. weil sie in einem rührenden Notschrei über die Schandwirtschaft der Kasaigesellschaft (die Halbpakt mit dem Staat arbeitet), diese edle Gesellschaft eine „chartered company“ genannt haben. 90,000 Fr. pour tort moral, eventuell 5 Jahre Gefängnis, stehen diesen Angeklagten ziemlich sicher bevor.

Und wie steht denn der Streit mit England, welches die Anerkennung der Uebertragung verweigert hat? Er ist — man kann beim besten Willen, beim zähesten Optimismus nicht anders sagen — so viel als beigelegt. Welche geheimen Abmachungen da mitspielen, raunt man sich ja überall zu: bedeutende

Feuilleton.

Es müssen doch schöne Erinnerungen sein!..

Von *Bertha von Suttner*.

(Fortsetzung.)

„Sie meinen wohl auch, dass es ein eitles Beginnen wäre, wollten einige Haidekräutlein einen Felsen bekleiden?“

„Ganz richtig, der Vergleich ist gut; unabsehbar lange braucht es, bis ein Felsen bekleidet wird, und da müssen auch andere, mächtigere Pflanzen, ein paar hochwüchsige Tannen mittun.“

„So hören Sie, was Björnsterne Björnson sagt, derselbe Björnson, der auch einer von den Unsern geworden ist, der kürzlich im Konzertpalais von Kopenhagen vor einer ihm jubelnden Menge (sein Vaterland vergöttert ihn), worunter das Königspaar von Dänemark sich befand, in glühender Rede für die Abschaffung des Krieges eingetreten ist.

In seinem Märchenbuche ‚Arne‘ erzählt uns der norwegische Dichter von eben diesem Fall, dass Haidekraut, Wachholder, Eiche, Föhre und Birke sich ent-

schliessen, den nackten Felsen, der vor ihnen liegt, zu bekleiden. Die Versuche misslingen lange. Es ist deutlich genug, der Felsen will nicht bekleidet werden; so oft die Bäume sich ein wenig empor gearbeitet haben, kommt ein Bach, der zum Strom wächst und alles hinunter wirft. Sie fangen aber immer wieder von neuem an.

So war der Tag endlich gekommen, wo das Haidekraut mit einem Auge über die Felsenkante hinwegsehen konnte. ‚O jeh, o jeh, o jeh!‘ sagte das Haidekraut und weg war es. ‚Lieber, was ist's, das das Haidekraut sieht?‘ sagte der Wachholder und kam so weit, dass er hinübergucken konnte: ‚O jeh, o jeh!‘ schrie er und war weg. Als endlich Föhre und Birke sich hinaufgearbeitet haben und den Kopf über den Felsen empor kriegen, rufen sie: ‚O jeh! steht nicht ein grosser Wald aus Föhren und Haidekraut und Wachholder und Birken in der Ebene dort und erwartet uns?‘ — Sie begegnen der Arbeit, die auf der anderen Seite gemacht worden ist, um den Felsen zu bekleiden.

‚Ja, so ist es, wenn man vorwärts strebt,‘ sagte der Wachholder.“

* * *